Umfang zwölf Seiten

Einzelbezug 40 Pfennig

DER STURM

WOCHENSCHRIFT FÜR KULTUR UND DIE KÜNSTE

Redaktion und Verlag
Berlin W 9 / Potsdamer Straße 18

Herausgeber und Schriftleiter
HERWARTH WALDEN

Ausstellungsräume
Berlin W / Königin Augustastr. 51

DRITTER JAHRGANG | BERLIN NOVEMBER 1912 | NUMMER 136/137



G. Münter: Originalholzschnitt

Spracherotik

Von Paul Hatvani

Die Wissenschaft macht sich über Endlichkeit und Unendlichkeit schon deshalb keine Gedanken, weil sie behauptet, daß die Gedanken die Wissenschaft machen. Aber die Sprache kommt zu kurz. Wohl glaubt man zu wissen, daß es Worte gibt und man sich bei jedem Wort etwas denken müsse . . aber man ist jedesmal sehr entrüstet, wenn man erfahren hat, daß das Wort auf die Gedanken seiner Erzeugers verzichtend, sich sein Teil selber denkt. Und zwischen Endlichkeit und Unendlichkeit hat das Wort Raum genug, um auf die Mithilfe der Gedanken verzichten zu können. Aber in der Gedankenlosigkeit der „wissenschaftlich" — d. h. mechanistisch — gebildeten Hirne ist kein Platz zum Spracherlebnis. Die Sprache ist eine Grenzenlosigkeit, die sich durch Gedanken nicht beschränken läßt. Das Wort ist eine Grenze und von Wort zu Wort ist ein weiter Weg. Die Wortbeziehungen, die man Grammatik nennt, dünken mir wie kaum erahnte Symbole einer transzendenten Sprachlogik — oder der Logik überhaupt —; eine neue Dimension der Geschehnisse baut sich auf, die Welt ist sprachlos, denn sie kann den Raum nicht finden, wo sich die Sprache selbst erlebt. Die uralte Tatsache des Spracherlebens muß erst neu entdeckt werden, zu einer Zeit, wo auch neben der Bildnismalerei eine neue Kunst der Farben und Formen zu entstehen scheint.

Jedes Erlebnis ist erotisch und wird am Weiblichem, — ein formloser Ausdruck einer Ausdruckslosigkeit —, zum Problem des Schaffens. Und der erlebende Künstler ist umso männlicher, je mehr er seine Umgebung, seine Materie, den Raum seines Erlebens, das Dasein oder die Welt, als „Weib" empfindet. Größtes Erleben ist höchste Männlichkeit und darum ist Gott, als Former und Gestalter einer formlosen Weiblichkeit „Welt" der absolute Mann, das Genie. Die Welt ist das Weib Gottes und seine Liebe ist unser Leben.

Den schaffenden Künstler bindet ein sexuelles Verhältnis zu seiner Materie und daher zur Welt überhaupt; denn die Materie seiner Kunst ist für ihn ein symbolisches Abbild der Welt. Der Sprachkünstler muß die Sprache vorerst zertrümmern, den chaotischen Urzustand, eine absolute Homogenität der Materie herstellen, damit das Formlose, das Weib daraus werde. Dann beginnt sein Werk. „Im Anfange schuf Gott den Himmel und die Erde . . . Und Gott sprach . . ." Die Gegensätze teilen sich, das Formlose bekommt Inhalt und das Inhaltlose Form, — und siehe, das Weib wird schwanger bei der Berührung des Mannes. Klang und Kasus werden logisch wie alle Alliterationen und der Genitivus ist wie ein herrischer Ruf nach dem Besitz des Weibes. Die Bedeutungen streiten um das Vorrecht des besten Platzes und Alles will symphonisch in die Welt dringen, liebend und siegend, eine Welt für sich. „So sehr siegt die bloße Stellung, sei es der Krieger, sei es der Sätze".

Der geniale Künstler — genial ist keine Relation, sondern eine organische Eigenschaft — wird schöpferisch an seiner Welt, die er als Weib fühlt; das Material seiner Kunst aber muß ihm die Welt ersetzen. Der Schriftsteller muß in der Sprache das Weib entdecken können und alle Phantasie, die er zur Zeugung seiner Werke nötig hat, muß eine Indukation der Sprache sein.

Die Sexualität des Künstlers muß einen Umweg gehen: sie führt vom Weibe zur Kunst. Das Weib ist der Nullpunkt, auf den die Wertkoordinaten des Mannes bezogen werden; die Liebe zum Weibe aber ist die psychomotorische Kraft des Mannes.

Der Mann, ein Einzelner, Einsamer im Raume, kreist wie ein Planet um die Sonne der Weiblichkeit; alle Frauen der Welt zusammengenommen bilden eine einzige Homogenität, Stützpunkt und Abgrund zugleich für die Monade „Mann".

. . . Die Sprache, die dem Gedanken dient, ist ebenso ein Werkzeug, wie es die Gedanken sind, die der Sprache dienen. Die Sprache des Künstlers ist Eindruck und Ausdruck zugleich, sie verzichtet es, „Stimmungen" zu beschreiben, da ihr Ton allein schon imstande ist, sich von den Verstimmungen des Tonlosen zu unterscheiden. „Stimmung" ist in der Sprache und nicht „zwischen den Zeilen".

Ebenso ist „Stil" — in der Baukunst z. B. immer nur eine Ausrede für historische Plagiate, also ein Deckmantel, die eigene Gedankenlosigkeit zu verbergen — ist Stil ein Plagigat der Sprache an den Gedanken. Die Sprache des Künstlers ist ebenso wie das Weib Gottes stillos; denn „Stil" ist die Differenziertheit des Mannes.

Wohl ist die Sprache Ausdrucksform; aber eben das eignet sie dazu, ein Spiegel zu sein für die Eitelkeit des Weibes „Welt" und deshalb gibt es eine Sprachkunst. Kunst aber ist das erotische Verhältnis eines Mannes, — oder des „Männlichen" —, zu einer Materie die die Eigenschaften des Weiblichen hat: sie ist zwar homogen, ein Ganzes, besitzt aber die Fähigkeit, alle Gestalt anzunehmen, ein Mimicry des Lebens, — ein Weltembryo, das seines Schöpfers harrt.

Das aber ist der Sinn der Welt: sie ist das Weib Gottes und seine Liebe ist unser Leben.

Menschen von Gottes Gnaden

Aus den Bekenntnissen des Herrn Lieutenant Miéville, nachmaligen Paters Bonaventura S. J.

Von Karl Borromäus Heinrich

Fortsetzung

Nach drei Tagen schon hatte Baron Frangart ein Schreiben des Geistlichen und der Anstaltsleitung bekommen, daß, in Anbetracht der glänzenden Zukunft, die er dem Kinde „Nummer achtzehn" garantiert habe, gegen dessen Entlassung aus dem Anstaltsverband nichts einzuwenden sei. Baron Frangart könne, vorausgesetzt, daß er schon etwelche Vorsorge für die Unterkunft getroffen habe, den Knaben jederzeit sprechen und ihn frühestens am Silvestertag abholen. Gleich nach Empfang dieses Briefes fuhr Baron Frangart zu einem guten Schneider und bestellte ihn für Nachmittag in die Findlingsanstalt. Auch er selbst traf um diese Zeit dort ein, um den auserwählten Knaben nun persönlich kennen zu lernen.

Es war dies ein ziemlich kleiner, wie schon erzählt, schmächtiger magerer Junge. Seine Figur erschien noch durch den dicken plumpen Schullodenanzug, in dem er steckte, entstellt. Seine Hände waren nicht häßlich. Sein Kopf hatte eine eher breite als längliche Form (Schlagintweit — der den Jungen später kennen lernte — behauptete, daß diese Form seit dem Einfall der Hunnen, unter Atilla, in Bayern sehr häufig auftrete). Seine Augen waren freilich grau, aber lebhaft; nur wenn ihn der Anstaltsleiter anredete, verschleierten sie sich jeweils. Die Nase mochte für das Alter des Knaben vielleicht zu groß erscheinen, aber das mußte sich mit der Zeit, wenn sich die Gesichtbildung festigte, ausgleichen. Sein Mund gefiel Baron Frangart sehr: er war klein und zierlich, die Lippen dünn und nicht ohne Linien. — Im ganzen stellte sein Aussehen Baron Frangart zufrieden; was die semmelblonden Haare betraf, so mußte man sie wohl färben lassen; und die graue Gesichtsfarbe würde sich schon von selbst ändern, — nein, der Junge war nicht häßlich.

Im Laufe des Gesprächs erwies er sich weder besonders klug noch besonders schwerfällig. Am merkwürdigsten schien Baron Frangart die ununterbrochene gespannte Aufmerksamkeit, mit der der Junge ihn beim Sprechen ansah, seinen Blick beobachtete und seine Gebärden verfolgte. Manchmal überhörte er teilweise die Worte, die man sprach, indem er sichtlich zu sehr vom gesamten Eindruck gefesselt war. Endlich fiel Baron Frangart auf, wie veränderlich sich seine Mienen zeigten; auch die Haltung des Knaben stellte sich gegen Ende des Gesprächs schon ganz anders, viel stolzer und gemessener dar als zu Eingang. Mit Freude schloß Frangart daraus auf große Empfänglichkeit.

Am Silvestertag gegen fünf Uhr nachmittags fuhr der junge Baron das zweite Mal am Findlingshaus vor, um den Jungen „Nummer achtzehn" abzuholen. Dieser trug jetzt seine neuen Kleider, einen breiten geränderten Liegkragen (in der Art, wie sie Baron Frangart als Kind getragen hatte), der den Hals ganz frei ließ. Der Gang des Knaben bot ein viel zierlicheres Bild als vordem; das macht, er trug jetzt feinere Schuhe aus dünnem nachgiebigem Leder, die den Fuß nicht so beschwerten wie die harten dreifach gesohlten Schulstiefel. Nur mit den Armen und Händen schien er sich noch nicht recht zu helfen wissen; bald ließ er sie ungeschickt hängen, bald steckte er sie plump in die Tasche. Aber auch das würde noch gut werden, versprach sich Baron Frangart.

*

Der Knabe wohnte nun in der Briennerstraße bei Baron Frangart. Er hatte seinen eigenen jungen Diener, der ihm alle Handreichungen des Tages tat, die er sich noch vor wenigen Wochen selbst getan hatte. Und für seinen Unterricht, der nicht mehr als zwölf Stunden wöchentlich Zeit wegnahm, hatte Baron Frangart einen Lehrer bestellt. In der Religion, den heiligen Geheimnissen, unterwies ihn sein junger Erzieher selbst, teilweise — in den systematischen technischen Fragen — besorgte dies ein Geistlicher.

Der Knabe brauchte sich nicht vor neun Uhr morgens zu erheben. Dann füllte ab zehn Uhr bis gegen Mittag der Unterricht seine Zeit aus. Um Mittag erst traf er Baron Frangart. Dieser ließ ihn jeden zweiten Nachmittag allein, er konnte im Wagen spazieren fahren oder zu Hause sitzen und träumen, wie es ihm gerade einfiel. Die erste Woche aß Frangart mit ihm zu Hause, da er sich in dem so exklusiven Hotel (wo außer ihm nur einige Menschen der besten Gesellschaft speisten) nicht etwa, wenn der Junge schlecht äße, genieren wollte. Dieser aber hatte sich vermöge seiner ganz außerordentlichen Beobachtungsgabe, von der er immerfort den regsten Gebrauch machte, schon in wenigen Tagen eine Baron Frangart über-

raschende Geschicklichkeit im manierlichen Essen erworben. Nach Ablauf der Woche aßen sie im Hotel.

Es war die Absicht Baron Frangarts, zunächst alle äußeren Veränderungen auf den Knaben wirken zu lassen; dieser sollte Zeit haben, alle Gesetze der Form, die ihn das ruhige Beispiel Baron Frangart selbst lehrte, in sich aufzunehmen. Erst wenn er in der äußeren Form so gut wie vollkommen wäre, wollte Frangart in seine empfängliche Kindesseele jene Werte legen, die seine eigene Kultur ausmachten; und zum Schlusse erst wollte er gleichsam sich selbst auf den Knaben übertragen, indem er ihm einflößen würde, sich für einen bevorzugten und durch Gottes Gnade bevorrechteten Menschen zu halten; wovon er sich als Wirkung einen erhöhten Stolz, eine strenge Selbstbeherrschung und Harmonie des Wesens versprach; diese sollte dann wieder auf eine nochmalige Veredlung der äußeren Form zurückwirken; dann mochte das verfeinerte Formgefühl wieder den in die Seele gelegten neuen Wertgefühlen Sicherheit verleihen; diese würden solchermaßen seinem Glauben an eine priviligierte Stellung die Berechtigung geben. Und so sollte sich dies alles in einem immer bestimmter werdenden Kreislauf der Verfeinerung immer von neuem abspielen . . . Und wenn der Knabe „Nummer achtzehn" auf solche Weise, gleich einem immer feiner geschliffenem Stein, in allen Teilen seines Wesens streng und unverrückbar abgeglichen sein würde . . . Dann, ja dann wollte er ihn nach dem Süden bringen, nach dem Schloß der Frangarts, und dort das Letzte, Höchste, was er, Fritz von Frangart besaß, unter der satten Sonne des Südens, restlos und gerecht mit ihm teilen, — nämlich jenes reife edle satte von aller rohen Gier befreite Sichselbstgenügen, das ihn jetzt, in einsamer Höhe, von den Menschen trennte . . . Dann, ach dann, würde er auch nicht mehr einsam sein; er würde mit einem Gleichgestellten leben, den er sich selbst geschaffen hatte, wie ein Meister mit seinem edelsten Werk, wie ein Vater mit seinem Sohn; und somit würde er dann auch das Werk der Liebe vollbracht, nämlich sich ganz und gar weggeschenkt haben.

Jeden zweiten Tag, wenn Baron Frangart mit dem Knaben ausfuhr, zuerst im Hotel speiste, dann Einkäufe machte, um ihn mit dem Wert der Dinge und mit den wertvollen Dingen vertraut zu machen; ihn dann und wann, aber nur gelegentlich, um jede Ermüdung zu vermeiden, vor ein schönes Bild führte; vor ein edel gebautes Haus und dann wieder vor ein häßlich-modernes, — immer nur darauf bedacht, nichts zu predigen, sondern alles durch sich selbst wirken zu lassen; ihn auf streng, aber vornehm gekleidete Damen aufmerksam machte, und ein anderes Mal auf eine lasciv aufgeputzte Frau; ihn einen Akt von Carmen anhören ließ, und später einen halben von einer Oper der neuen Musik; mit ihm in der Frauenkirche betete und ihn zu anderer Zeit wie zufällig in eine neue Kirche führte; ihm ein paar Verse aus Goethes „Iphigenie" vorlas, und ein paar Tage nachher eine Seite aus der „Jungfrau von Orleans" (oder gar aus dem monotonen unmännlichen Versgewinsel irgendeines modernen Lyrikers), — wenn er dies alles in seiner stillen noblen Art tat, sah er gespannt auf das Mienenspiel des Knaben, der seinerseits mit lebhaften Augen alles und ihn selbst verfolgte; und Baron Frangart war sehr zu frieden.

Denn in der Tat schien der Junge große Fortschritte zu machen; nicht, daß er in lebhaften Worten darüber geplaudert hätte — denn er sprach nicht viel, nach dem Beispiel seines Erziehers —, aber seine Augen redeten, und sie redeten im Sinne des Erziehers.

Soweit ließ sich alles gut an. Der Knabe selbst fühlte sich nur an den Nachmittagen, die er allein zubrachte, zunächst sehr verlassen. Aber nach den ersten Wochen, wenn das Wetter nicht zum Ausfahren einlud, saß er zufrieden in seinem Zimmer. Er stellte sich vor den größten Spiegel, übte Verbeugungen ein, probierte Kopfhaltungen und kopierte, mit dem Talent eines seltenen Schauspielers, Gang, Redeweise und Benehmen des Baron Frangart!

Nichts war natürlicher und doch zugleich abstoßender als die Art, mit der dieser Junge vor dem Spiegel „Baron Frangart lernte" (so nannte er es selbst). Und sein Geschick in dieser Schauspielerei war in der Tat vollendet; alle Aeußerlichkeiten wurden in der kürzesten Zeit sein Eigentum.

Denn: Die formale Gewandtheit dieses Knaben, an der sich Baron Frangart erfreute, sie war nichts anderes als ein Ergebnis seiner Beobachtungsgabe. Mit dieser Beobachtungsgabe gelang es ihm auch, vor geistigen Erlebnissen stehend, Baron Frangart zu täuschen. Dieser suchte wie natürlich den Eindruck auf dem Gesicht des Knaben zu lesen; dieser aber hatte ihn stets schon vorher mit einem nie müden Instinkt in der Miene des Baron Frangart, so beherrscht diese auch sein mochte, gelesen, und gab sie nun auf seinem eigenen Gesicht richtig wieder. Daher kam die stetige Täuschung des Baron Frangart über seinen Zögling; wieviel dieser innerlich in sich aufnahm, ließ sich nicht feststellen; vielleicht einiges, vielleicht nichts. — Jedenfalls aber stand fest, daß er Baron Frangart durchaus nicht und in keinem Falle absichtlich täuschte.

•

Indessen nahte die Zeit, wo Baron Frangart die Entschleierung seiner Illusionen erleben sollte.

Anfang des März — also zwei Monate, nachdem er den Knaben aufgenommen hatte — konnte er einem plötzlichen rauhen Wechsel der Witterung nicht widerstehen und fiel in schweres Fieber. Er bat Schlagintweit zu sich und vertraute ihm den Knaben an. Schlagintweit, der mit seiner Braut nicht gerade sehr glücklich zu sein schien, war während der letzten Zeit ein einziges Mal flüchtig zu ihm gekommen und hatte dabei auch den Zögling des Baron Frangart kennen gelernt. Er sollte ihm nun in der Nähe seiner eigenen Wohnung, vielleicht in einer guten Pension, eine Unterkunft suchen und sich im übrigen mit ihm beschäftigen; Baron Frangart gab hm einige allgemeine Erklärungen, wie er bisher mit dem Jungen umgegangen sei, und er sollte auch von Schlagintweit so gehalten werden. Dieser erfüllte Frangarts Wunsch in jeder Weise.

Der junge Baron erhob sich nach vierzehn Tagen, trotz einer leichten Gehirnhautentzündung, welche das Fieber begleitet hatte, vom Krankenlager. Er schickte zu Schlagintweit und ließ ihm ausrichten, er möge ihm den Knaben bringen. Sie kamen denn auch zusammen an. Der Knabe begrüßte den jungen Baron mit einer lauten Herzlichkeit des Tones, die dieser an ihm nicht gewöhnt war. Er hörte seinen Wortschwall erstaunt an.

„Nun," fragte er ihn, „wie hat es dir bei Herrn Schlagintweit gefallen?" — „Fein war's, Herr Baron, sehr fein." — „Anders wie bei mir?" — „Ja . . . schließlich . . . mit dem Kirchengehen hat's der Herr Schlagintweit nicht so viel wie der Herr Baron . . . Aber fein war's . . ."

Baron Frangarts Erstaunen wuchs. Das Wesen des Jungen schien ganz verändert zu sein. Wessen Allüren waren dies nur? Ach richtig... Das war so die Art von Schlagintweit selbst, oder vielmehr eine gute Kopie davon. Jetzt der Tonfall . . . Und diese Bewegung, ganz genau wie bei Schlagintweit . . . Baron Frangart erzitterte heftig, als er solchermaßen den Schauspieler in dem Jungen erkannte.

„Herr Baron, ist Ihnen vielleicht nicht ganz wohl?" fragte der Junge, der ihn nach seiner Gewohnheit genau beobachtete, „da müssen wir halt das Mädel rufen, damit sie Ihnen vielleicht ein Glas Wasser bringt . . ." Mit Bestürzung erinnerte sich Baron Frangart bei diesen Worten, wie schnell und wie gut der Junge vor zweieinhalb Monaten ein dialektfreies Schriftdeutsch gelernt hatte. Und jetzt . . . dieses Behagen an der Redeweise Schlagintweits! Bei Schlagintweit selbst mochte Baron Frangart das gerne leiden, da war es original; aber bei diesem Jungen, welche abstoßende, wenn auch genaue Kopie!

„Nein!" antwortete er abwehrend auf die Frage des Jungen, „mir ist ganz wohl, ganz wohl . . ."

„Sag mal, Junge," fragte er ihn, „bei wem würdest du jetzt lieber bleiben, bei Herrn Schlagintweit oder bei mir?"

„Ja, das kommt halt darauf an . . . Das weiß ich gar nicht recht . . . Ich tu mich ja in alles hineinlernen, ich . . ."

In Baron Frangart jagten sich die unglücklichsten Gedanken. Das war also der „niedrigste Mensch", an den er sich „wegschenken" hatte wollen. Der niedrigste Mensch . . . Aber das war doch gar kein Mensch, das war doch ein kleines Tier mit Mimicry, dieser Junge . . . Und das Mimicry bestand eben in seinem Talent, sich in alles „hineinzulernen", hineinzuspielen . . . Nein, warum sollte er „das Werk der Liebe" zu Ende bringen, wenn es dem Jungen doch nur eine Lernaufgabe auflud . . . Nein, nicht weiter . . . Sofort mußte ein Ende gemacht werden.

„Ich möchte mit Ihnen sprechen, Schlagintweit," begann Baron Frangart nach einer Weile starrsten Schweigens, „gehen wir ins Zimmer nebenan!" Es geschah.

Baron Frangart atmete tief und schmerzlich auf. „Schlagintweit!" rief er endlich, „bitte, retten Sie mich, befreien Sie mich . . . vor diesem Echo, vor diesem Spiegel vor dieser wechselnden Maske, vor diesem Chamäleon! . . ." Schlagintweit schwieg bestürzt. „Ich dachte . . ." wollte er erwidern . . . „Nein," unterbrach ihn der Baron, „ich habe mich schrecklich getäuscht, ich kann mich nicht wegschenken an ihn, er kann das Geschenk nicht tragen, es ist ihm zu schwer, es ist alles zu schwer, alles, alles . . . Befreien Sie mich von ihm . . .!"

Schlagintweit begriff nicht ganz, aber war sogleich bereit, alles Mögliche zu tun. „Soll ich ihn ermorden?" schrie er laut, „soll ich ihn ins Gymnasium stecken? Soll ich . . . Alles, was Sie wollen . . ." — „Ich danke Ihnen lebhaft, ich danke Ihnen lebhaft," erwiderte der junge Baron mit schmerzlichem Lächeln, „es darf kosten, was es will, ich werde für seine Zukunft sorgen. — Er soll es nicht entgelten, daß ich mich getäuscht habe. Nichts wird mich reuen, aber Sie müssen ihn fortbringen von hier, fort, ich kann ihn nicht mehr sehen, diesen armseligen Kopisten . . . Fort mit ihm, nur fort!" — „Er ist jetzt ein bißchen verwöhnt, der Junge," sagte Schlagintweit mitleidig, „aber das werden wir schon deichseln; hören Sie, Herr Baron," schrie er — nun sein Mitleid diesem zuwendend — „hören Sie, das ist in Ordnung, das ist einfach erledigt, keine Sorge, ganz und gar erledigt, hören Sie doch, Herr Baron!" — „Ich danke Ihnen nochmals, Schlagintweit," erwiderte dieser in dumpfem Ton. Und er schrieb ihm für alle Fälle (wenn z. B. Schlagintweit einmal gerade keine Möglichkeit mehr haben sollte, den Jungen zu behüten) die Adresse des Pater Bonaventura in Chamfort auf, um gleich im voraus

wenigstens für die nächste Zeit alles geregelt zu haben.

Langsam fand der junge Baron diesmal seine Beherrschung wieder. Dann gingen sie ins andere Zimmer, zu dem Jungen, hinüber. „Das ist jetzt dein Vater!" — sagte Frangart, schmerzlich lächelnd, und wies auf Schlagintweit. Und sie verabschiedeten sich voneinander.

Gebrochen warf sich der junge Baron auf den Divan. Ein furchtbares innerliches Schluchzen erschütterte seinen jugendlichen grazilen Körper. So lag er lange. Als er sich erhob, glühten seine heißen trockenen Augen in einem verderblichen Feuer. „Das war Miéville!" flüsterte er vor sich hin, „das war noch einmal der Schrei der Sehnsucht . . . Aber der ist jetzt auch verklungen, ganz verklungen, erstorben, mit dem Werk der Liebe erstorben . . ."

*

Dieses Erlebnis, aus welchem Schlagintweit, der vielleicht einmal Erzieher werden wollte, die praktische Lehre zog: „Ich soll Kinder nicht zu mir, sondern zu ihnen selbst erziehen!" war für das Befinden des halbgenesenen Baron Frangart leider von den traurigsten Folgen begleitet. Die Aufregung brachte ihm, dem die Ruhe Gewohnten, das Fieber verstärkt zurück. Lange heiße Phantasien durchzogen quälend das erhitzte Gehirn des Kranken.

Als er einigermaßen gekräftigt war, beschloß er, nach dem Süden zu gehen, nach dem heimatlichen Schloß, das er so lange, aus dunkelm Widerstreben heraus, gemieden hatte.

Schlagintweit, den er bat, in einem Monat, wenn er wieder mehr bei Kräften sei, dorthin nachzukommen und einige Wochen als sein Gast zu bleiben, erschrak vor seinem Wesen. Das war nicht mehr das strenge Ansichhalten eines in Selbstbeherrschung und im Schweigen geübten Menschen; es war schon eine unheimliche marternde Totenstille. Und dazu diese glühenden Augen . . . Schlagintweit verließ ihn mit tiefem Kummer.

Schluß folgt in nächster Nummer

Bankroffts Erlebnis

Von Peter Scher

Als Bankrofft die Allee zu seiner Wohnung hinunterging, dachte er: Es ist ärgerlich, daß ich gerade heute diesen Unsinn von Satire zu Ende bringen muß!

Wie ist es doch? Ein Herr Y. hat sich bei einer — ich gebe es zu — bemerkenswerten Gemeinheit ertappen lassen. Immerhin nur einer schlichten bürgerlichen Gemeinheit von ganz gewöhnlichem Format, wie man deren hundert und etlichen begegnet, wenn man über die Straße geht. Aber er hat sich erwischen lassen. Und was tue ich, Bankrofft, Mitmensch und überlegener Zeitgenosse? Ich verarbeite das Faktum dieses Reinfalls zu einer — Satire. Ich tue es, weil ich leben muß und, wenn ich es nicht täte, meinen alten Ueberzieher noch ein Jahr länger tragen müßte.

Er brannte sich eine Zigarette an. Der Anblick des bläulich zarten Rauches, der in einer sanften Schwenkung um seinen Kopf entglitt, brachte ihn auf andere Gedanken. Er lächelte.

Und heute, vielleicht in diesem Augenblick, vielleicht in einer Stunde wird es geschehen! Wie von ungefähr aus dem Nichts wird eine kleine Seele erwachen. Ein dünnes, hilfloses Stimmchen wird sich in den Chorus der Lebensstimmen mischen. Aus gesunden Lungen wird es mit hellen kräftigen Schreien den Triumph des Mysteriums der Geburt verkünden. Und in der ergreifenden Ahnungslosigkeit dieser Lebensschreie wird der Dank an die Mächte des starken Willens liegen, der es herbeigesehnt hat.

Und er, Bankrofft, wird der Vater sein. In schweigender Seligkeit wird er, dessen Inbrunst die Erfüllung des tiefsten Wunsches der Geliebten den Mächten abgerungen hat, an der geschlossenen Tür vorüberschleichen. Und sein Herz wird stillstehen vor Glück, wenn ein helles Lachen von ihrem Munde sich in das hilflos lustige Plärren des Kindes mischt.

Der andere aber, der Gatte, wird mit Vaterstolz die Glückwünsche der Freunde entgegennehmen, indes Bankrofft zu seiner armseligen Junggesellenwohnung hinaufsteigt, um sich über einen Herrn Y. satirisch zu ergehen, dessen er bedurfte, um zu einem neuen Winterüberzieher zu kommen.

Bankroffts Gesicht verzog sich. Plötzlich sah er auf.

Was war das? Eine gedrungene alte Frau hastete mit hochrotem Gesicht, laut aufweinend und gestikulierend, die Allee herauf, ihm entgegen. Sie rief in abgerissenen Sätzen die Entgegenkommenden an, lauter fremde Menschen, die sich, gerührt von ihrem Schmerz, mit ihr einließen, um ratlos, achselzuckend weiter zu gehen

Bankrofft blieb erstarrt stehen. In ihm sagte eine Stimme: O Gott! O Gott! War das nicht die kleine dicke Frau, die ihn nicht leiden mochte, weil er einmal eine gemütlose Aeußerung über ihren Hund getan haben sollte? Ihre Mutter!

Er stürzte zu der alten Frau hin, ergriff ihre Hände, sah ihr ins Gesicht. Sie schrie: „Wo ist denn der Arzt? Wo ist er denn nur? Es geht zu Ende — oh, oh! Es ist ja schon vorbei!" Sie stampfte in der Hilflosigkeit ihres Schmerzes mit den Füßen und biß in ihr Taschentuch.

Bankrofft war es, als würde vor seinem Gesicht ein schwarzer Vorhang zugezogen, plötzlich, mit einem Ruck. Seine Hände waren kalt und zitterten. Die alte Frau hielt seinen Arm umklammert. Er riß sich los und rannte ohne Besinnung in das Zigarrengeschäft. Sein Hut war heruntergefallen; er merkte es nicht.

In dem Laden erwischte er das Telephonbuch, blätterte verzweifelt, rief einen Arzt an. Er müsse sofort kommen, es koste, was es wolle. Wie? Wieso? Jawohl, ein Automobil! Aber sofort Gott sei ihm gnädig, wen er eine Sekunde zögere. Wie? Ja, ja!

Er war so erschöpft, daß er sich am Ladentisch festhalten mußte. Durch das Fenster sah er, wie sich Kinder und Frauen vor dem Hause sammelten. Vor dem Hause, in dem sie — vielleicht schon nicht mehr war.

Er ließ sich Zigarren geben, vergaß zu bezahlen, rannte den Weg zurück und kam vor dem Hause an, als im offnen Fenster ihrer Wohnung eben, blaß und die Hände ringend, der Mann sichtbar wurde.

Vor dem Hause standen im Halbkreise Erwachsene und Kinder, mit offenen Mäulern, entschlosssen, sich keine Einzelheit des Vorganges entgehen zu lassen.

Bankrofft brach sich wütend Bahn und stürzte ins Haus. Hinter ihm fielen zwei Kinder hin und heulten; eine alte Frau schimpfte.

Die Treppe herunter stolperte, wie ein Kind stammelnd und weinend, der Ehemann. Er knickte in die Knie, raffte sich mit einer schlotternden Drehung auf und sank, gerade vor Bankrofft, wieder zu Boden. Er hatte einen Revolver in der Hand, den er ihm aufdrängte: „Nehmen Sie — ich weiß nicht, was ich tue — ich — ich fürchte mich!" Seine Stimme brach kraftlos und verröchelte in einem weinerlichen Husten.

Bankrofft steckte den Revolver in die Tasche. Einen Augenblick sah er zu dem Manne nieder, der wie ein Haufen leerer Kleider vor ihm lag. Er preßte die Lippen zusammen, hob den Mann empor. Es fuhr ihm durch den Kopf: Was ist mir dieser Mensch? Plötzlich standen ihm Tränen in den Augen. Er faßte den Kraftlosen fest unter den Arm und fragte mit einer merkwürdig ruhigen Stimme: „Ist es vorbei?"

Der Mann wußte keine Antwort. Er stotterte sinnlos vor sich hin, dann schrie er wieder gellend auf: „Mein Weib! Mein Weib!"

Bankrofft erbebte vor Unwillen unter dem lauten Pathos dieses Schmerzes. Warum schrie dieser Mann: Mein Weib!

Er begleitete ihn in die Wohnung, vor der sich in beklommener Neugier die Nachbarn aufgestellt hatten. Im Zimmer, in dem sie lag, war alles in Verwirrung. Die Hebamme, im weißen Kittel, mit hochrotem Gesicht, lief ratlos hin und her. Die kleine dicke Frau, die Bankrofft nicht leiden konnte, erfüllte den Raum mit dem rasenden Gebahren ihres Schmerzes. Der Mann hockte mit abgewandtem Gesicht auf einen Stuhl.

Auf dem Bette lag die junge Frau — nackt, schmal, mit wächsernen Gliedern.

Bankrofft stand am Ende des Bettes.

Einen Augenblick war es ganz still.

Aus dem Nebenzimmer kam ein leise glucksender Laut. Die Hebamme nahm Bankrofft, dessen starre Ruhe ihr imponierte, beiseite. Er wischte sich über die Stirn und mit einem Mal — er wußte nicht wie es ihm kam und wurde sich dessen gar nicht bewußt — mußte er lächeln. Die Frau zeigte ihm das Kind. Wie ein winziges rotes Klümpchen lag es in seinem Korb und brummelte vor sich hin.

Aus Bankroffs Augen fiel eine Träne mitten in das kleine Gesicht, das sich komisch verzog. Er lächelte abermals. Die Hebamme sah ihn vorwurfsvoll an.

Es klingelte. Der Arzt stürzte herein, warf seine Sachen hin und befühlte die Tote. Alle schwiegen atemlos; sogar die kleine dicke Frau weinte nicht mehr.

Der Arzt verzog keine Miene. „Reiben — rasch reiben!" kommandierte er. Bankrofft riß in größter Hast irgend etwas vom Kleiderhaken und fing an, die Beine der Toten krampfhaft zu reiben. Die anderen folgten seinem Beispiel. Einen Augenblick war es, als ob sie alle dieses stumme verzweifelte Ringen um ein schon entflohenes Leben einte.

Nur der Mann hockte noch immer mit abgewandtem Gesicht in der Ecke. Er ächzte dann und wann und wagte es nicht, nach ihr hinzusehen.

Bankrofft sah mit weit geöffneten Augen geradeaus.

Er sah den Ehemann vor einem wächsernen Bein mit nicht sehr gut gepflegten Zehen klagend auf dem Boden liegen, das Haar zerrauft und einen säuerlichen Geruch wie von abgestandenem Bier um sich verbreiten.

„Dieses Bein gehörte mir!" weinte er mit einer wunderlich glucksenden Stimme, „mir, mir — und nun ist es dahin!" Die Stimme erstarb in einem heftigen Husten und Schnauben. Aber sie erhob sich von neuem zu gellender, anklagender Kraft: „Hatte ich es nicht rechtlich erworben? Hab ich es nicht gehegt und gepflegt? Und nun? Gott, o Gott!" Die Klagen erstarben in den Tiefen eines an Mund und Nase gepreßten Taschentuchs.

Bankrofft machte mit der Hand eine Geberde, als wollte er, lächelnd zwar, aber mit verstehender

Gelassenheit, ein Klägliches von sich schieben. Seine Seele war wie ein Kristall. Es sprach in ihm eine Stimme (und er sah mit heiteren Augen auf die Tote nieder): Ja, nun erst bist du mir ganz und für immer gewonnen, du kleine Mädchenseele, der ich mit meiner großen Inbrunst den einzigen tiefen Gedanken deines Lebens eingegeben habe! Sehnsucht und Erfüllung — wo ist ein Anfang — wo ist Ende! Wie bin ich beglückt, daß ich dies alles erleben durfte!

Der Arzt machte mit jähem Ruck eine abwehrende Bewegung mit der Schulter und wie auf ein gegebenes Zeichen brach die Verzweiflung von neuem wieder aus.

Der Ehemann hatte sich erhoben, war schleppend näher gekommen und fragte nun den Arzt, indem er immer bedacht war, der Toten den Rücken zu kehren, mit tiefer feierlicher Stimme: „Herr Doktor, soll das heißen, daß ich — nichts mehr — zu hoffen habe?"

Bankrofft wiegte den Kopf.

Er stand noch einen Augenblick an ihrem Lager. In ihm war ein tiefes, stilles Gleiten. Geliebte! sprach eine dunkle Stimme aus der Tiefe seiner Seele. Dann entfloh er dem lauten Schmerz, der aufs neue um ihn zu wüten begann.

Als er in seinem Zimmer war, fühlte er den Revolver in seiner Tasche. Er legte ihn vor sich auf den Tisch und lächelte.

Bis zum Morgen saß er rauchend und lesend am Tische. In seinem Gesicht war ein Leuchten wie nach einem großen Erlebnis. Er neigte dann und wann horchend den Kopf zur Seite. Er hörte das hilflose Stammeln eines Kindes und ein warmes helles Frauenlachen.

Mit einem Mal fiel ihm die angefangene Satire ein. Er ging mit großen Schritten auf und ab. Seine Lippen bewegten sich.

Er blieb den ganzen nächsten Tag in seinem Zimmer. Als er am zweiten Tage morgens hinunterging, um Briefe nach der Post zu bringen, traf er den Ehemann mit einem glänzenden Zylinderhut und einem Flor um den Arm im Hause. Er nahm die Beileidsäußerungen der Nachbarn entgegen. Er war feierlich und vernichtet.

Bankrofft grüßte und ging schweigend an den Leuten vorbei. Niemand dankte ihm; alle sahen ihm verletzt, kopfschüttelnd nach.

Sackträgerin

Antwerpener Impression

I

Sie schwankte wie ein Rohr den Damm entlang,
Der schwarzbevölkert war von Ausgesperrten:
Frohnplagen, die an dumpfen Fesseln zerrten
dran Glied um Glied wie schnödes Glas zersprang.

Sie bog das ungeschnürte Schenkelpaar
dem Rhythmus zaghaft hingesetzter Schritte
und tat behutsam, daß nicht niederglitte
die Last auf dem zurückgestrichnen Haar.

Doch ihre Augen rissen die Gesichter
der Tagelöhner wie zwei Fackeln auf
und hinter den halboffnen Lippen stand

ihr rotes Herz wie zum Verkauf.
Und allen die geblendet waren vom Spiel der
Lichter,
warf sie es lachend in die offene Hand.

II

Sie tanzte wie ein Stern den Damm entlang
und so, daß jeder Blick ihr folgen konnte,
den sie im gleitenden Vorüberschwang
zärtlich entzündete und grell besonnte.

Sie hielten all ihr rotes Herz umkrampft,
bis der zermürbte Tag herunterbrannte;
dann sind sie stumm ins Tal hinabgestampft
wie Trunkene und wie Weltabgewandte.

Nur ein Blutjunger schlich in das Haus
der Trägerin, auf daß sie nicht entrönne
und auch kein anderer sie zuerst gewönne.

Er blieb darin und liebte bis ein Strauß
Purpurner Rosen alle Giebel krönte
und trug ein Glück mit fort, das seinen Tag
verschönte.

III

Sie riß den blauen Vorhang von den Scheiben
und schob den Riegel sacht aus den Verschluß,
und ließ den Morgenwind in breitem Fluß
durch des Gemaches dumpfe Schwüle treiben.

Und ihre schmalen lustzerrissnen Lippen
tranken den Morgenduft wie kühlen Wein;
doch ihr Gesicht blieb hart verschlossen wie
Gestein
und nur das Herz schlug heftig an die Rippen.

Schlug noch den letzten Takt der Liebestänze,
getanzt mit dem Geliebten auf dem Pfühl
das nun dahin welkt wie zerpflückte Kränze.

Dann raffte sie die Kleider vom Gestühl
und trug das Unversehrte ihrer Brüste
unter der Last der Frohnen wiederum längst
der Küste.

Paul Zech

Die rote Flamme

Von Hermann Wagner

Irgendeiner von denen, die alles wissen, hatte mir einmal den richtigen Namen der beiden Unzertrennlichen verraten.

Der Dicke mit dem gutmütigen, stets rosigen Vollmondgesicht und der riesigen, wie polierten Glatze hieß Joachim Richter, der Magere und Bleichsüchtige, der immer wie ein Leichenbitter aussah, Theodor Kruse.

Es kannte sie nämlich ein jeder nur bei ihren Vornamen und sprach von ihnen schlankweg als vom Herrn Joachim und Herrn Theobald.

Die Art aber, wie man den Ton auf das „Herr" zu legen pflegte, brachte deutlich zum Ausdruck, mit welchem Respekte man ihnen, bei aller Vertraulichkeit, begegnete. So würdig und ehrbar sahen sie aus, obwohl sie nur zwei alte minderwertige Advokatenschreiber waren, die für das Geringfügige, das sie leisteten, eine Art Gnadenbrot aßen.

Man traf sie eigentlich sehr selten.

Sie lebten wie abgeschieden von der Welt, fast einsiedlerisch.

Gingen sie aber aus, dann konnte man darauf schwören, daß sie es gemeinsam taten.

Der eine ohne den anderen war gar nicht denkbar. Man hatte, wenn man sie einzeln sah, das Gefühl einer Lücke. Als ob etwas nicht in Ordnung sei. Oberflächlich betrachtet, machten sie freilich den trostlosen Eindruck von schlaffen Philistern. Von Leuten, die dem ewigen Gestern lebten, von Leuten ohne Leidenschaft und tiefere Wünsche.

Ob auch sie je jung gewesen sein mochten! Jung, mit Feuer in den Augen, strebend, handelnd, draufgängerisch?

Der Gedanke war absurd. War schlechterdings nicht auszudenken.

Jugend in den Fleischmassen des Herrn Joachim, der mit seinem Zuviel an Fett, seit man sich erinnern konnte, schon unter Atembeklemmung gestöhnt hatte! Oder gar in dem hageren, knöchernen Körper des Herrn Theobald, der wie mit gelbem Pergament überzogen war und bei jeder Bewegung zu knarren schien, wie ein schlecht geölter Automat!

Undenkbar.

Aber auch, daß die beiden alt werden könnten, so richtig alt, greisenhaft und gebrechlich, lag gleichsam außer dem Bereiche jeder Wahrscheinlichkeit.

Denn sie blieben sich stets gleich.

Wie alt sie in Wirklichkeit waren, wußte niemand zu sagen. Wohl um die hohen Fünfziger herum. Tatsache war, daß sie sich in den zwanzig Jahren, die sie nun, von irgendwoher draußen hereingeweht, in der kleinen Stadt lebten, so gut wie gar nicht verändert hatten.

Und das nicht nur in ihrem Aeußeren, ihrem Körper.

Auch innerlich blieben sie noch zwei echte Biedermeier. Verharrten im Großen und Ganzen noch auf jenem Niveau, zu dem sich die Kleinbürger des Städtchens, immer langsam und bedächtig, etwa in den sechziger Jahren emporgeschwungen hatten.

Trug man ihnen etwas Neues oder Großes zu, taten sie immer sehr erstaunt und nahmen davon mit einem dünnen Lächeln Notiz, innerlich voller Skepsis und überzeugt, daß alles nur Humbug sei.

Sie verstanden das Neue nicht und wollten es nicht verstehen.

War es wirklich möglich, daß die Zeit an jemand so spurlos vorüber gehen konnte?

Zweifelnd fragte sichs mancher und mußte schließlich einsehen, daß es so war.

Und hatte er nur einige Phantasie und tiefere Einsicht, dann entging ihm gewiß nicht der Zug jener halb komischen, halb tragischen Romantik, die wie ein Schleier um das Wesen der beiden Freunde geworben war: wie die Ueberbleibsel einer längst entschwundenen Zeit, einer Zeit, die sagen- und märchenhaft wirkt, sah er sie in das Getriebe des modernen Lebens hineinragen.

Als Schreiber in der kleinen Kanzlei eines Provinzadvokaten waren sie, wenn auch sehr unwahrscheinlich, gerade noch möglich.

Als Buchhalter oder Korrespondenten eines kaufmännischen Kontors, auch des kleinsten, wären sie schon unmöglich gewesen.

Du lieber Gott, sie boten den jungen Leuten, deren Kollegen sie ja immerhin waren, sehr viele Angriffsflächen: sie waren zweifellos höchst komische Figuren. Und nichts war leichter, als sie lächerlich zu machen. Ihr immer ernsthaftes, gemessenes Getue, die Wichtigkeit, mit der sie die nichtigsten Dinge behandelten, die langsame, geradezu peinlich ängstliche Art, wie sie mit ihren altmodischen Federkielen Seite auf Seite der großen Foliobogen bekratzten, Bagatellklagen und Mahnbriefe mit einer Exaktheit abschrieben, als handle es sich mindestens um Staatsverträge —



Wilhelm Morgner: Acker mit Weib II



das alles war, selbst für die Lehrjungen, zum Bersten.

Aber da war ihre immense Bescheidenheit, ihre lächelnde Einfalt, ihr stilles nörgelloses Nachgeben in allen Dingen. Niemand wäre so roh gewesen, sich an ihnen zu reiben.

Man bemerkte sie kaum in ihrer ruhigen, düsteren Ecke, in die der Doktor für sie einen kleinen Tisch hatte hinstellen lassen, mit zwei rohen kompakten Stühlen, für die sie sich, um weicher zu sitzen, eigentümliche in grellen Farben geblumte Polster mitgebracht hatten.

Dort saßen sie nun seit Jahren.

Erschienen beide pünktlich um acht als die Ersten und legten, wenn ihre Zeit gekommen war, auf die Minute die Feder weg, um den Arbeitsrock mit dem alten fadenscheinigen Fracke zu vertauschen.

Neben diesen absonderlichen langschößigen Fräcken bildeten noch ihre beiden steifen Hüte eine Merkwürdigkeit. Sie waren von einer schmutziggrauen Färbung und hatten viel Aehnlichkeit mit großen Nachttöpfen.

Schon dieser beiden Kleidungsstücke wegen waren die Freunde, wenn sie durch die Gassen schritten, eine Sehenswürdigkeit.

Sie gingen immer sehr langsam und etwas steif und sprachen nur wenig.

An schönen Sommertagen, nach Feierabend, kam es auch vor, daß sie einen Spaziergang ins Freie oder in den Wald hinaus machten. Sie schwiegen sich dann beide gehörig aus oder sprachen in kargen Sätzen, nach langen Pausen, Belangloses über das Wetter, wie es war, wie es sein müßte und wie es sein würde, wie das Getreide stand und wie der Tag immer mehr zu oder abnehme.

Seit Jahren schon führten sie das gleiche Gespräch und brachten nichtsdestoweniger dem Austausche ihrer Meinungen immer das gleiche Interesse entgegen.

Ganz selten nur kam es vor, daß sie einmal mehr aus sich herausgingen, und dann war es fast immer Herr Theobald, der mit einer gewissen Wehmut sich in Reminiszenzen erging, vergangenen Tagen nachklagte oder zweifelnde Blicke in die Zukunft wagte.

Hatten sie das Gefühl, daß es Zeit sei, nach Hause zu gehen, zog Herr Joachim, wie um Schluß zu machen, seine schwarze Horndose und bot Herrn Theobald die obligate Prise.

Herr Theobald aber vertrug keinen Tabak.

Kaum hatte er ein winziges Quantum seiner Nase zugeführt, zog er auch schon sein riesiges Taschentuch aus blauem Cotton und begann, unter trompetenhaften Tönen mit einer gründlichen Reinigung seiner Nasenlöcher.

Womit der Nachhauseweg so ziemlich ausgefüllt war. Ueberhaupt war Herr Joachim der Robustere von beiden, der sich mehr an das Leben hielt und von den Genüssen, die es bot, möglichst zu profitieren suchte. Die Ansprüche, die er an das Leben stellte, gingen freilich nicht weit und waren damit so ziemlich befriedigt, daß er warm saß und satt zu essen hatte. Und da er sich in einer gesicherten Stellung wußte und ihm überdies eine kleine Rente gegen schlimme Eventualitäten Schutz bot, hatte er alle Ursache, heiter und guter Dinge zu sein.

Herr Theobald war der Sensitivere, der, welcher auch geistige Bedürfnisse zu haben vorgab und stundenlang, während sein Freund stumm am Fenster saß, sich in alte, hundertmal gelesene Romane vergrub und nie müde wurde, den nichtswürdigen Intrigen am Hofe Josefs II. nachzugrübeln.

Wie pochte sein Herz, wie strömte es über in einem heißen und brennenden Mitleid und wie ballten sich in ohnmächtigem Zorne seine mageren Fäuste, wenn er von den Ränken las, durch die der edle Herrscher den Jesuiten zum Opfer gefallen war!

Gab Herr Joachim in seiner Skepsis zuweilen leisen Zweifeln Ausdruck, sprach er vom Papiere, das geduldig sei, von der Art der Romane, dann konnte Herr Theobald außer sich geraten.

Wie, durfte es jemand beifallen, Zweifel an den Tatsachen zu hegen, die hier gedruckt, gedruckt ständen? Seine Stimme zitterte, überschlug sich, alles Blut stieg ihm zu Kopf.

Er hatte nun einmal vor allem, was er gedruckt sah, einen heiligen Respekt und konnte sich einen Menschen, der Bücher schrieb, nur als Halbgott vorstellen, als ein Wesen, das wichtiger war als alle Reichen und Mächtigen dieser Welt.

Einen bohrenden Haß aber hegte er gegen die Jesuiten, die er nur Finsterlinge nannte, und die sein Gemüt derart lähmten und bedrückten, daß sein Gesicht, wenn er von ihnen sprach, immer wie von etwas Drohendem stark umwölkt wurde.

Ihm waren sie eine furchtbare dämonische Macht, nichts Persönliches, nichts Menschliches haftete mehr an ihnen, zu wüsten Ausgeburten der Hölle hatten sie sich in seiner Seele ausgewachsen, zu einem Begriff des schlechthin Bösen.

Er lebte in einer beständigen uneingestandenen Angst vor ihnen.

War es denn ausgeschlossen, daß sie nicht auch hinter ihm her waren? Wie konnte man wissen, ob sie nicht auch von seiner Gesinnung Kenntnis erlangt hatten: sie, die doch alles erfuhren!

Und er machte sich doppelt klein.

Erbleichte jedesmal, wenn er einen Geistlichen traf, grüßte mit einer lächerlichen Devotion und erbebte in dem Bewußtsein seiner großen Schuld, wenn man ihm mit liebenswürdigen Lächeln dankte.

Sicherlich das Lächeln dieser Mächtigen und Finsteren war ein Zeichen, daß man hinter seine Schliche gekommen war: lächelnd ließ man ihn noch gewähren, spielte mit ihm, wie die Katze mit der Maus, bis man es für geraten hielt, ihn zu vernichten.

Denn daß einst die Jesuiten in sein Leben eingreifen würden, daß er mit ihnen einen Kampf um seine Existenz, ja um sein Leben würde ausfechten müssen, das schwebte vor Herrn Theobalds Seele wie ein unabänderliches Schicksal, vor dem es kein Entrinnen gab.

In Stunden, da seine Phantasie vollgesogen war mit den Bildern dieses künftigen Ringens, geriet er in ekstatische Verzückungen und sprach sich in der schmerzlichen Freude, daß ihm so Außerordentliches bevorstehe, in einen wilden ausschweifenden Rausch hinein. Er ersann dann Geschichten, die ebenso grotesk wie schauerlich waren und wußte sie, indem er sie bis in die einzelnen Züge mit Details ausstattete, mit solcher Wahrscheinlichkeit vorzutragen, daß sie in hohem Grade glaubhaft wirkten.

Solche vehemente Ausbrüche, solche Momente, in denen Herr Theobald seiner aufgeregten Phantasie die Zügel schießen ließ, gleichsam die letzten Reste der verglimmenden Leidenschaft, die in seiner verdorrten Brust begraben waren, zu einer leckenden Flamme anblies, solche Momente waren freilich sehr selten, bedeuteten aber für Herrn Joachim jedesmal einen auserlesenen Genuß.

Die beiden Freunde waren an solchen Abenden in ihrer behaglich durchwärmten Stube beisammen, auf dem Tische stand die Lampe mit dem grünen Schirm, der das ohnehin schon spärliche Licht noch mehr dämpfte, und Schöps, der Kater, lag einsam auf der Ofenbank und blinzelte und schnurrte unermüdlich, als verstehe und billige er alles, was an Unheimlichem und Schauerlichem in geheimnisvollem Flüstertone vom Tische her zu ihm drang.

Herr Joachim saß, angetan mit seinem weiten Schlafrocke, zufrieden auf dem Kanapee und rauchte aus seiner langen Pfeife, Herr Theobald aber hatte seine hagere Gestalt in ihrer ganzen Länge gegen die Wand gelehnt und sah in dem grünlichen Lichte noch fahler aus, als er in Wirklichkeit war.

Seine langen und knöchernen Hände beschrieben in der Luft seltsame Figuren und Kreise, seine Stimme klang matt und hohl, und sein zahnloser Mund glich, wenn er ihn öffnete, einer gähnenden finsteren Höhle. Die bebenden und leisen Worte, die kurzen Sätze, die sich wie abgehackt und knöchern aus dem Munde Herrn Theobalds schlichen, waren von einer beklemmenden Suggestion.

Das trockene, schadenfrohe Lachen, das sie oft unterbrach, wirkte dabei wie ein Kitzel.

Herr Joachim erschauerte unter diesem meckernden Geflüster, über seinen mächtigen und fetten Körper kroch prickelnd die bleiche Furcht, in seinem Innersten aber saß kichernd ein Kobold, der wie ein Clown die possierlichsten Grimassen schnitt: denn alles, was Herr Theobald mit blutigem Ernste erzählte, war ja so furchtbar komisch, denn es war gar nicht wahr, gar nicht wahr!

Aber auch in der Brust des Herr Theobald saß so ein Wesen, gleichfalls einem Bajazzo sehr ähnlich, aber einem, der sich wand und bäumte, der blutige Tränen weinte und dessen Lachen wie Schluchzen klang.

Und je mehr Herr Theobald diesem Wichte in seiner Brust lauschte, desto leiser und müder wurde seine Stimme und desto ruhiger wurden seine Gesten.

Bis er schließlich schwieg, sich von Herrn Joachim abkehrte und zur Ofenbank begab, wo er den Kater Schöps auf seinen Schoß nahm, um ihn zärtlich zu streicheln.

Das war dann das Ende.

Der Kater schnurrte noch lauter und zufriedener. Herr Joachim paffte wortlos seine Pfeife und arbeitete sich allmählich aus seinem schwülen Rausche heraus. Herr Theobald suchte sich noch dichter mit ihm zu umnebeln. —

Wie grundverschieden im Wesen die beiden Freunde waren, offenbarte sich ferner in dem Verhältnisse, in dem sie zu den Frauen standen.

Von Herrn Joachim stand es fest, daß er nie in seinem Leben ein besonderes Faible für die Frauen besessen hatte.

Selbst seine Liebeleien, die in der Jugend unvermeidlich sind, hatte er nur mit jener trägen Zurückhaltung und Mäßigkeit genossen, die ihn auch jetzt noch, in verstärktem Grade, hinderte, sich Emotionen hinzugeben.

Es war bei seinem Temperament eigentlich verwunderlich, daß er nicht geheiratet hatte, denn er wäre, da ihm die Frauen keine Leidenschaft einflößten, ein glücklicher Ehemann geworden.

Nun war es wohl zu spät dazu.

Er hätte zwar, wenn es ihm ernstlich darum zu tun gewesen wäre, noch Frauen gefunden, die mit Freude bereit gewesen wären, ihn glücklich zu machen — aber, wenn er sich's richtig bedachte: was ging ihm so ab?

Leute seines Schlages bringen es nur schweren Herzens über sich, dem, was sie gewohnt sind, zu entsagen, und das Junggesellenleben, das Herr Joachim mit seinem Freund Theobald führte, war ihm zu einer Gewohnheit geworden, der gegenüber ihm die idealste Ehe nur als Surrogat erschien.

Sie hatten ihre warme Stube, daneben eine



Jacob Steinhardt: Originalholzschnitt

kleine Kammer, in der sie schliefen, die gröbste Arbeit, für die sie untauglich waren, machte ihnen für weniges eine Mietfrau, alles Leichtere besorgten sie selbst.

Herr Joachim hatte daher für alle Weiber nur noch ein Lächeln, und kam übrigens mit ihnen auf das Vortrefflichste aus.

Denn da er sie nur für eine Art Kinder ansah, denen man am besten den Willen ließ, zögerte er niemals, ihnen recht zu geben, und lobte stets dort, wo sie gelobt sein wollten, und drückte beide Augen zu, wenn er hätte tadeln müssen.

Das Weib war ihm nichts als eines der vielen Wesen, die neben ihm lebten, ohne tiefere Bedeutung, ohne Beziehungen zu ihm, die irgend ein Zufall planlos neben ihn gestellt hatte.

Anders verhielt es sich mit Herrn Theobald.

In dessen Seele klang ein Ton, war eine verzehrende Glut: die Sehnsucht nach dem Weibe.

Sie war immer unbefriedigt geblieben und hatte ihm tiefe Wunden gebrannt.

Aber sie lohte fort, blieb ein ruheloses Suchen und Begehren, ein ewig ungestillter Durst.

Sein ganzes Leben war eigentlich wie ein Traum gewesen, es war, als sei er in finsterer Nacht keuchend und flehend schillernden Irrlichtern nachgerannt, feurigen Zeichen, die verführerisch vor ihm her gegaukelt waren, nach denen er, ohne sie jemals zu greifen, brünstig die Arme ausgestreckt hatte.

Existierte das Weib nicht, wie er es sah?

Oder war er nicht der Mann, es zu finden, es zu wecken?

Schon längst hatte er sich damit getröstet, daß er das Letztere annahm.

Schön war er ja niemals gewesen. Und nicht stark, und nicht mutig.

Wer konnte die Summe von Schönheit ahnen, die in seinem Innern aufgespeichert war, von der er zehrte und lebte, und die er in ungeheuerlicher Fülle hätte um sich ausstreuen mögen?

Das Weib, wußte er und war stolz darauf, liebte nur die, die wie Halbgötter einherschritten, die Lachenden und Tosenden, die, welche zertreten und wieder aufrichten, deren Gang leicht ist, und deren Wort kühn und stolz.

Mußte er da nicht abseits stehen?

Er durfte nur fühlen, ahnen, sich berauschen, konnte aber nicht hoffen, zu wirken.

Er stand leuchtenden Auges am Rande des Weges, auf dem brausend das Leben vorbeizog. beizog.

Sein war nur der Anblick — aber den hatte er!

Wie viele der Millionen um ihn hatten ihn nicht!

An dem Bewußtsein dieses Vorzuges richtete er sich auf und sah sich turmhoch über dem Gewimmel der Massen.

Denn wenn es ihm auch versagt war, die Früchte seiner Sehnsucht zu pflücken, so war er doch stark und groß genug, sich nicht an die Tische zu setzen, an denen Gemeinheit und Gewöhnlichkeit ihre Lüste feilhielten.

Es hatte lange gedauert, ehe Herr Theobald zu dieser seltsamen Art eines resignierten Optimismus gelangt war.

Er hatte es nicht glauben wollen und nicht begreifen können, daß die Welt so voller Gemeinheit und Roheit war, und daß sich namentlich hinter dem Weibe so viel des Tierischen und Häßlichen verbarg.

Er war durch die Tage gelaufen, mit wirrem Haar und fiebernden Augen, und hatte sein Herz feilgeboten.

Mit vielen heißen Worten hatte er es feilgeboten, wie sie ihm die Leidenschaft eingegeben hatte, und in seiner Brust war ein Feuer gewachsen, daß alles um ihn her wie vom Widerschein dieses Brandes zu glühen und zu leuchten schien.

Aber inmitten durch diesen Glanz hatte er die Fratzen grinsen gesehen: wie sie ihn perfid angelächelt hatten, mit ihrem kühlen, überlegenen, spöttischen Lächeln . . .

Niemand hatte ihn kennen wollen.

Da war die Scham in ihm aufgestiegen, und er war verhüllten Hauptes durch die Nächte geschlichen.

Seine Stimme war leise und demütig gewesen und hatte gebettelt, seine Sehnsucht hatte traurig die Arme ausgestreckt . . .

Vergebens.

Sebst die kleinsten Hoffnungen hatten ihn betrogen, und was immer er an Früchten von seinem Wege aufgehoben hatte, alles hatte einen faulen und bitteren Kern.

Noch wirkte sein letztes Erlebnis in ihm nach.

Jene abenteuerliche Leidenschaft, auf die er nun schon seit fast zehn Jahren zurückblickte und deren Geschehnisse er, wie hinter dichten Wänden von Nebel und in weiter Ferne, immer wieder von neuem sich vor sich abspielen sah.

Das süße Gesicht des jungen blonden Weibes verließ ihn nicht mehr . . .

Auf allen seinen Wegen nahm er es mit, in seine tiefsten Heimlichkeiten tauchte es in lächelnder Ruhe mit hinab.

Noch immer durchzitterte seine Brust das bange Gefühl der Freude und der Sehnsucht aus jener Zeit, fast so stark und so betäubend, wie er es in den alten Nächten empfunden hatte, die jetzt so weit hinter ihm lagen, die gleichsam entflohen waren:

In jenen fiebernden Nächten, die das teure Gesicht wie die Erfüllung durch seine Träume gegangen war, da er es in den Händen gehalten und den ruhigen und gütigen Mund mit leisen Küssen benetzt hatte, da seine Hände zärtlich über die kühlen seidenen Wangen gefahren waren und er aus dem Borne dieser milden Augen, Leben, Leben, Leben gesogen hatte.

Seine Königin hatte er sie genannt.

Keinen anderen Namen hatte er für sie gewußt, als den: Königin . . .

Viele tausende Male hatte er ihn gelispelt, zärtlich liebkosend und hingebend, wie im Gebet: Königin!

Drei volle Jahre hatte er seine Liebe heimlich mit sich herumgetragen, sie, die er anbetete, war ahnungslos gewesen.

Oft zwar hatte es ihn gereizt, einmal zu erfahren, wie sie über ihn dachte, und es hatte Momente gegeben, in denen es ihm ganz natürlich erschienen war, daß auch sie ihn lieben mußte.

Dennoch hatte er sich durch nichts verraten.

Seine Zaghaftigkeit und die Furcht, alles zu zerstören, hatten ihn immer wieder davon abgehalten, einen Schritt zu wagen, der sie ihm vielleicht näher gebracht hätte.

Sie stand zu hoch über ihm.

Nicht in sozialer Hinsicht zwar, denn ihr Mann war arm wie er selbst, ein obskurer Gerichtsdiener, mit einem schmalen Einkommen und mit Manieren, die weit hinter den seinen zurückstanden.

Fortsetzung folgt in nächster Nummer

Futuristische Dichtungen

Der Futurismus ist eine Erfindung F. T. Marinettis — eines Stahlsaitengehirns mit einer lyrisch umflossenen Seele.

Aus den Explosionsmotoren des zwanzigsten Jahrhunderts, aus Dampfwolken und elektrischen Wirbeln steigt senkrecht ein melancholisch-weißer Mond empor — der Mond Jean Jacques Rousseaus, der Mond Jules Laforgues.

Marinetti aber ist unironisch wie alle temperamentvollen Dogmatiker und der Hymnus ist seine Aeußerungsform. Er produziert einen Heroismus der Haltung, der in seiner verbissenen, unbeeinflußbaren Monumentalität Schillers Schatten beschwört. Er ist dauernd in jene geräuschvolle Sphärenmusik versunken: ein Lobsinger des ewigen Meers, der ruhmvollen Sonnenuntergänge, des kühnen Sterbens. Ein Begeisterter, vom äußersten Kap seiner Zeit schauend; vorgedrungen zur Schönheit der Eisenkonstruktion und keineswegs zurückschreckend vor dem Hymnus auf das Automobil.

Der Futurismus ist stolz, eine zeitgemäße Erfindung zu sein. Es gilt die unfaßbare Allheit des Augenblicks zu spiegeln. Eine antiquitierte Aesthetik bestand darauf, aus der geschlossenen Form die Fülle der Bewegung ahnen zu lassen — der Futurismus läßt aus der Vielfalt der Momente die geschlossene Form erraten. (Dreitausend Jahre Kunst ziehen sich lautlos in den Orkus zurück.) Die dichterische Praxis Marinettis ist an dieser Stelle ein wenig zurückhaltend: zur Erläuterung des Programms ist vielmehr die futuristische Malerei inszeniert worden.

Marinetti ist ein schlanker, mondainer Italiener, sehr pariserisch, sehr lebhafte Augen und sehr temperamentvolle Bewegungen. Ein kluger Anwaltskopf mit dem ausdrucksvollen Mund eines Dichters —, so wie ihn das Titelporträt des Sgn. Carrà, futurista, mit unbeirrbarer Sicherheit hingestellt hat.

Rudolf Kurtz

Mit diesem Vorwort wird eine Auswahl futuristischer Dichtungen von F. T. Marinetti in deutscher Uebertragung eingeleitet. Das Bändchen, mit einem Porträt Marinettis von Carrà, erscheint demnächst im Verlag A. R. Meyer / Berlin-Wilmersdorf.

Deutsche Romane

Frühling, Sommer, Herbst und Winter. Im Winter gehts den Leuten schlecht, aber im Frühling blühen die Rosen: rote, blutige Rosen: duftende Rosen aus Seidenpapier. Man spricht deutsch in Berlin. Die Landschaft ist Feiertags halber frisch angestrichen. Auch die alte liebe Sonne ist wieder blank geputzt worden. Der Schöpfer hat absichtlich zwei Seelen sauber gewaschen und zur Bleiche an die Sonne gehängt, während die übrigen — Hundeseelen — in der Rumpelkammer unter der schmutzigen Wäsche liegen. Sie bewegen sich wie Hampelmänner in einem zuckerwässerigen Sentimentalismus, welcher jede Dienstmagd zu Tränen rührt: darüber gibts nichts zu streiten. Draußen weht Großstadtluft: Mietskasernen und zolascher Firnißlack:

Eau de Cologne No. 4711 und Syphilis. Gott hat den Menschen aus einem Klumpen geschaffen; der Romanschriftsteller hat ihn mit Klümpchen beschmutzt. Das heißt, der feige an Größenwahn leidende Tagdieb betrügt die Welt mit gedrucktem Papier und besudelt sie mit Dilettantismus.

Liebesidyll. Er, Sie und der Andere: feine Gesellschaft. Dichter, große Dichter natürlich, Maler, Offiziere, Gräfinnen und Zuhälter in Glacéhandschuhen. Herren und italienische Sängerinnen aus Wannsee. Kluge, außerordentlich kluge Menschen. Es riecht nach Leichen. Nach vierhundert Seiten wird Hochzeit gefeiert. Ein ehrlicher Mensch hätte das mindestens gleich am Anfang besorgt. Spaß muß sein, und den kann man ruhig für fünf Mark verlangen. Was sind überhaupt lumpige fünf Mark für die deutsche Kultur? Man verkauft zwar faule Witze — ich weiß nicht, ob Herr Bong sie gut bezahlt — aber niemand wird wagen auch nur den Schatten eines Kunstwerkes zu verkaufen. Aber schöne, große Seifenblasen, worin sich Gefühle verbergen, die hoch in die Lüfte fliehen. Höhere Töchterschulgefühle. Tanzlehrerbildung und Papageigeisteserziehung: so oberflächlich wie irgend möglich; sonst aber nach Maß angefertigt wie es sich ziemt.

*

Verwechslungshalber reist man nach Italien. Italien — wers nicht wissen sollte! — ist das Land der Sonne und der Liebe. Wer nach Italien geht, hat selbstverständlich einen Schmerz zu vergessen, Lungenschwindsucht zu heilen, Langeweile totzuschlagen oder auch eine Liebe zu befestigen. O bella Italia! Jeder deutsche Analphabet wird hier zum Dichter: jeder Geometer zum Maler: jeder Saitenrasper zum Musiker; Homosexualismus mit Gitarrengeklimper; Blumenmädchen mit Mondenschein. Auch ein Ochse muß zum Dichter werden. Paul Heyse ist in Italien Dichter geworden! Santa Lucia! Santa Lucia! Wie das die Herzen erregt. Tränen rollen in den Golf von Neapel und ertrinken. O bella Italia . . . flucht auf italienisch die unschuldige Geheimratstochter, beim Anblick des Mondes seufzend, und der Referendar — der Dichter in Windeln — sinkt auf die Knie nieder. Wer aber zum Schmerzvergessen in den „Garten Europas“ eilte, ersäuft seinen Kummer im Chianti oder schießt sich beinahe eine Kugel durch den Kopf: dann hängt der Himmel voller Geigen und das „herrliche, tugendhafte, kluge, jungfräuliche Geschöpf“ — ein Pfund Lulu und zwei Gramm Jeane d'Arc — fällt ihrem kleinen Goethe um den Hals. Vorhang fällt. Aber der blecherne Mond erleuchtet auch fernerhin die alten Kulissen.

*

Wachsfigurenkabinett im bayrischen Oberwalde. Umgebung: frei nach Defregger. Kostüme von Herzog in Berlin. Die Kirche, drei Bauernhäuser aus Pappe; ein sogenanntes Gemeindeamt, die Dorfkneipe und auf der Anhöhe den Adelssitz der Herren v. H. Dazu haben wir einen Kurator, manchmal, sogar zweie (wenn der Autor guter Laune ist); einen Doktor; sittliche Jungfern; Bauernburschen; einen jungen Schloßherrn, der Tolstoi nachäfft. Man arbeitet nur nach erstklassigen Schablonen. Jedes Gesicht eine Larve. Die Handlung liegt im Zufall; nur der Betrug ist schlecht verhüllt. Die Welt voller Mißgeburten, mit denen der Schöpfer kein Erbarmen kennt. Kinderspielzeug: Haß, Liebe, Sonntagspredigten, Vergewaltigungen (Modell des alten Herren von Jasnaja Poljana), Einzug des Sozialismus — das heißt: Leichenschmaus — Raufereien, Kirmessen und Tanzmusik, Kuhgebrüll und Glockenläuten, Dorfklatsch und grüne Wiesen, Windmühlen und Tannenwald: blödsinniges Feuerwerk, womit man den Großstädter von der Naivität des Landlebens zu überzeugen gedenkt. Kein Zug echten Lebens bewegt die feiernden Dörfler. Kein Hauch von Kunst durchweht die Gestalten. Alles liegt im Aeußeren: vom Feiertagsanzug zum ewig-christlich-blauen Himmel. Nur die Windmühle dreht sich lustig im Kreise und weht den umgrenzenden Bäumen frische Luft zu. Alles bleibt unentschieden, unsinnig, langweilig. Jeder Zufall ist vorauszusehen, eben weil man nur die infamen Expediente anderer Modelle benutzt. Die Erde wimmelt vor unlauteren Absichten. Blind hat man falsche Farben aufgetragen. Darunter lugt unvorsichtig Geisteselend hervor: Kunstarmut. Die zerrütteten Verhältnisse des Pharisäertums; des Philisterreiches haben einen verderblichen Wolkenhandel in der Kultur eingeführt. Leichen wollen sich als Herrscher und Herren aufdrängen und merken nicht, — daß aus ihren Totenschädeln der Schatten selbst jeder Vernunft entflohen ist.

Curt Seidel-Turin

Die Literatur in Trauer

Die Literatur ist eine Wittib, sie trauert um Albert Traeger. Die Partei, der er als Führer fast ein halbes Jahrhundert lang angehörte, hat an seinem Grabdenkmal das Gelübde erneuert „in seinem Geiste den politischen Kampf weiterzuführen für den Fortschritt und für des Volkes Recht und Wohlfahrt“.

Die garstige Politik hat wenigstens den Trost: „daß Traegers Erbe gewahrt bleibt, und daß sein Wahlkreis der Partei nicht verloren gegangen ist“.

Aber die Literatur muß trostlos um ihn trauern. Der Gerichtssaal hat den Heimgang des feinsinnigen Juristen glatt verschmerzt, und für die deutsche Frau ist der Stammvater der jugendlichen Alten überhaupt gar nicht gestorben. Und wie sagte sie das so ergreifend schön:

„Ich aber, eine deutsche Frau,
Ich fühle keinen Schmerz und keine Trauer.
Du großer Barde bist uns nicht gestorben,
Du, der so oft der Frauen Lob gesungen,
Beim schäumenden Pokal des Geistes
Schwert geschwungen,
Mit allen Frauen lebst du ewig fort.“

Sie wird mit sich handeln lassen. Auf Ehre. Einige tausend Jahre müssen sie nachlassen, Madame. Nein. Niemals. Aber, Madame, 's ist ja allens bloß Uffmachung. Nichts Echtes. Nichts Echtes? O, mein Tyrtäus der schwarz-rot-goldenen Zeit, wie schmäht er dich. Kein Jahrzehnt lasse ich nach. Und das Geistes Schwert, das du so hinreißend schön geschwungen hast, wiegt allein schon für meinen Preis. Sie, wat det Jeistesschwert is, det jehört schon längst mangs olle Eisen. Dafor jibt's keen Sechser mehr. Aber er war ja doch ein einzig Gearteter. Ein Kämpe, ein Sänger. Der letzte Zeuge einer stahlgepanzerten Zeit. Weeß ich, det hat ja in der Morjenpost jestanden. Oder ins Tageblatt. Er war der Sänger des edelsten Familienglücks, der Bannerträger des Fortschritts; er hat sein Leben lang für Freiheit und Volkswohl gestritten. Gekämpft. Lassen Sie schon drei Jahrtausende nach. O, quälen Sie mich nicht länger. Ich bin jene deutsche Frau, auf die er die reizendsten Toaste ausgebracht hat. Drei Jahrtausende. Rasch. Bedenken Sie, daß die Literatur um ihn trauert. Die Literatur. So seh'n Sie aus. Die Literatur. Lachhaft. Und doch trauert sie um ihn. Der Dr. Wiemer hat es gesagt. Am Dreifaltigkeitskirchhof. Anläßlich der Enthüllung des Grabdenkmals für den Unvergeßlichen. Der Dr. Wiemer?

Es ist in den letzten Monaten, seit Traegers Tod, allerlei zur Erheiterung der Literatur geschehen. Etliche Meister sind fünfzig geworden. Schnitzler, Dreyer, Fulda, Otto Ernst und Conrad Alberti-Sittenfeld. Das Komödienhaus, wo der Librettist Lothar „das Szepter schwang“, hatte seine Pforten mit Dreyer und Fulda eröffnet. Der lächelnde Knabe war zwar nicht lebensfähig und die „Feuerversicherung“ hat nicht gezündet, aber die Presse, die die ihrigen nicht verläßt, Lob und Zuspruch verschwendet. Man hätte sie unter Kuratel stellen mögen. Selbst der gefürchtete Alfred schmunzelte allerliebst. Aber das war auch eine Doppelgeburtstagsfeier und gar nicht so einfach. Bedeutungsvoller im Rahmen des Regierungsantritts eines Kollegen, der die Krone des Erfolges mit dem Purpur des eifrigen Beifalls zugesichert bekommen wollte. Das königliche Schauspielhaus hat eine Ehrenschuld eingelöst, die es einem gegenüber hatte, der selber von der Literatur borgte. Ein breitflüssiges Stück wurde ungekürzt gegeben. Szenen schlugen ein, Beifall schwoll von Akt zu Akt, aber die Darstellung stand auf hoher Stufe — und schaute herab. Das zu erleben, hat ein Band grau werden müssen. Der Ruhm wird verramscht, und es muß manch einer, der zu Lebzeit der Literatur nur auf die Schleppe getreten hat, aus dem Schattenreich auferstehn, weil sich dieser und jener in ein vorteilhaftes Licht setzen will. Die kuriose Literatur. Ihre bedeutendste Söhne sind erst fünfzig geworden, aber sie trauert um Traeger. Trauert noch um ihn. Man wird ihr das Trauergewand von den Gliedern reißen müssen, der Närrin. Man wird ihr ernstlich zum Tanz aufspielen lassen. Lacht Ihr ins Gesicht, der Törin. Der Genarrten. Sie trauert um den Tod Traegers. Es leben noch hunderte Dilettanten. Seine politische Tendenz hat eine lyrische Verschnürung des Innenlebens begleitet. Allerdings. Aber die Verschnürung war bindfadendünn. Die politische Sendung?

Bruttogewicht: der Liberalismus
Tara: die Pose
Nettogewicht: die große Phrase.

Joseph Adler

**Verantwortlich für die Schriftleitung:
Herwarth Walden / Berlin W 9**

Ständige Ausstellungen
der Zeitschrift Der Sturm

Berlin W / Königin Augustastraße 51
gegenüber der von der Heydtstraße
Fahrgelegenheit: Lützowplatz

Neunte Ausstellung
Jan Gauguin
Egon Adler / Segal

Vom sechzehnten November bis achten Dezember

Zehnte Ausstellung
Die Neue Sezession

Vom 9. Dezember bis 31. Dezember
Geöffnet täglich von 10—6 Uhr / Sonntags von 10—2 Uhr
Eintritt 1 Mark / Jahreskarte 6 Mark

Elfte Ausstellung
G. Münter

Zwölfte Ausstellung
R. Delaunay

Verlag der Sturm

Berlin W 9 Potsdamer Straße 18
Fernruf Amt Lützow 4443

Zeitschrift der Sturm
Dauerbezug

Gewöhnliche Ausgabe: Für Deutschland und Oesterreich-Ungarn: **Ein Jahr 6 Mark / Ein Halbjahr 3 Mark / Ein Vierteljahr 1 Mark 50 / Einzelnummer 20 Pfennig / Doppelnummer 40 Pfennig** X **Für das Ausland bei direkter Zustellung durch die Post: Ein Jahr 9 francs / Ein Halbjahr 4 francs 50 centimes / Ein Vierteljahr 3 francs / Einzelnummer 25 centimes / Doppelnummer 50 centimes.** Probenummer umsonst

Sonderausgabe: Ungebrochene Exemplare auf holzfreiem Papier, Versendung in Rollen direkt durch die Post für Deutschland und Oesterreich-Ungarn: Ein Jahr 12 Mark / Ein Halbjahr 6 Mark X Für das Ausland: Ein Jahr 18 francs / Ein Halbjahr 9 francs / Von dieser Ausgabe werden Vierteljahrsbezüge, Einzelnummern und Probenummern nicht abgegeben

Der Sturm: Erster Jahrgang, Nummer 1—56: 25 Mark / Zweiter Jahrgang, Nummer 57—104: 6 Mark

Die Zeitschrift Der Sturm ist durch alle Buch- und Kunsthandlungen, durch die Post, sowie direkt durch den Verlag Der Sturm, Berlin W 9, zu beziehen / Zum Einzelverkauf liegt Der Sturm in allen Bahnhofshandlungen, Kiosken und Straßenständen auf

Falls direkte Zustellung durch den Verlag Der Sturm unter Streifband oder in Rolle gewünscht wird, bitten wir den Betrag für den Dauerbezug bei der Bestellung oder bei Beginn des neuen Vierteljahres bis zum zehnten des ersten Monats einzusenden / Andernfalls nehmen wir an, daß Einziehung des Betrages durch Nachnahme unter Berechnung des Nachnahmeportos gewünscht wird

Sonderdrucke

Max Pechstein: Die Erlegung des Festbratens / Originalholzschnitt / Auf Nummer 94 der Zeitschrift Der Sturm sind einhundert Exemplare vom Künstler mit der Hand aquarelliert, signiert und numeriert / Das Exemplar 5 Mark

Franz Marc: Versöhnung / Originalholzschnitt / 15 Exemplare vom Künstler auf Japanpapier handgedruckt, signiert und numeriert / Das Exemplar 40 Mark / Tierlegende / Pferde / Tiger / Originalholzschnitte / je 10 Exemplare vom Künstler auf Japanpapier handgedruckt, signiert und numeriert / Das Exemplar 40 Mark

Richter-Berlin: Landschaft mit holländischer Mühle / Landschaft mit Bockmühle / Landschaft mit Bahnwärterhäuschen / Landschaft mit Kindern / je fünfzehn signierte und numerierte Exemplare auf Japanpapier / Das Exemplar 25 Mark

Arthur Segal: Vom Strande I / Vom Strande III / je fünfzehn signierte und numerierte Exemplare / Das Exemplar 20 Mark

H. Campendonk: Originalholzschnitt [Nummer 131] zwölf signierte und numerierte Exemplare / Das Exemplar 25 Mark

Oskar Kokoschka: Plakat für die Zeitschrift Der Sturm / Originallithographie / Das Exemplar 3 Mark

Je ein Exemplar ist ständig ausgestellt im Graphischen Kabinett, Kurfürstendamm 33

Musik

Herwarth Walden: Dafnislieder / Zu Gedichten von Arno Holz / Für Gesang und Klavier / **3 Mark**

Künstlerpostkarten

Futuristen: 1 / Umberto Boccioni: Das Lachen / Luigi Russolo: Erinnerung einer Nacht / Zug in voller Fahrt / Gino Severini: Die Modistin / Ruhelose Tänzerin / Pan-Pan Tanz X Lichtdrucke: Das Exemplar 20 Pfennig

2 / Umberto Boccioni: Das Lachen / Abschied / Luigi Russolo: Erinnerung einer Nacht / Zug in voller Fahrt / Gino Severini: Pan-Pan Tanz / Ruhelose Tänzerin X Clichédrucke: Das Exemplar 20 Pfennig

---

Zeitschriften

Die Aufnahme erfolgt kostenlos nach freiem Ermessen der Redaktion dieser Zeitschrift

Die Fackel / Herausgeber: Karl Kraus / Erscheint in zwangloser Folge. Die Fackel enthält nur Beiträge von Karl Kraus. Neueste Nummer 360—362. Preis dieser dreifachen Nummer 75 Pfennig / Verlag Die Fackel / Wien III/2

L'Effort Libre / früher L'Effort / Monatsschrift / Herausgeber: Jean Richard Bloch / Poitiers [Vienne]

L'Indépendance / Halbmonatsschrift / Künste / Kultur / Philosophie / Politik / Jahresbezug 15 Francs / Paris 31 rue Jacob

Les Marges / Monatsschrift / Paris 5 rue Chaptal

La Nouvelle Revue Française / Monatsschrift / Verlag Marcel Rivière et Cie / Paris / 1 Rue Saint-Benoit / Nummer 1 Francs 50 centimes

Les Cahiers du Centre / Moulins [Allier]

Druck von Carl Hause / Berlin SO 26